

Zeitschrift: Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen
Band: 23 (1971)
Heft: 16

Rubrik: Spielfilm im Fernsehen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

laute Effekte schärft den Blick des Zuschauers für das Detail; keine Äusserlichkeiten lenken von der Innenwelt des Filmes ab.

24. August, 21.10 Uhr, DSF

Whisky Galore

Ein englischer Spielfilm von Alexander Mackendrick

1950 ist der feuchtfrohliche Spass nach dem gleichnamigen Roman von Compton Mackenzie entstanden. Schottenwitz und englisches Understatement sind in der Geschichte, die ins Jahr 1943 führt und auf einer weltabgeschiedenen Insel an der Westküste Schottlands handelt, eine muntere Ehe eingegangen. Auf dem Eiland Todday, wo das Leben in Krieg und Frieden den gleichen eintönigen Gang nimmt, hat ein britischer Offizier Quartier bezogen, um der schwierigen Aufgabe nachzukommen, eine Home Guard ins Leben zu rufen. Sie soll, vorläufig mit symbolischen Waffen (denn die vorhandene Munition passt nicht zu den Gewehren), die Abwehr eines potentiellen Feindes, der deutschen Invasoren, einüben. Beim Versuch, diese Aufgabe zu erfüllen, gerät der «zugewanderte Hauptmann», der von den Einwohnern Toddays als Fremdling empfunden wird, in Widerstreit mit den Insulanern. Die braven Leute von Todday schreckt weit mehr als der potentielle Feind die Tatsache, dass ihre Insel in Sachen Whisky, der hier als Lebenselixier betrachtet wird, trockengelegt wurde. Als ausgerechnet zu der Zeit, da eine Antiinvasionsübung stattfinden soll, ein Handelsschiff mit 50000 Kisten Whisky vor der Küste strandet, laufen die geplanten Aktionen des britischen Hauptmanns und der Inselbewohner einander entgegen.

Mit Basil Radford, Catherine Lacy, Bruce Seton, Joan Greenwood, James Robertson Justice und anderen, also mit Darstellern, die damals bei uns so gut wie unbekannt waren und von denen einige sich dann auch hierzulande einen Namen machten, hat Alexander Mackendrick den Film gedreht. Andere Werke des britischen Komödiengenres, «The Man in the White Suit», «The Maggie» und «The Ladykillers», stammen aus derselben Hand.

24. August, 22.50 Uhr, ZDF

Fin de Fiesta

Argentinischer Spielfilm aus dem Jahre 1960

Argentinien, Anfang der dreissiger Jahre. Der elternlose Junge Adolfo Pena Braceras (Leonardo Favio) wächst bei seinem Grossvater Mariano Braceras (Arturo Garcia Buhr), einem ehrgeizigen Politiker, auf. Während eines Ferienaufenthal-

tes auf dem Lande wird er unfreiwillig Zeuge, wie man zwei politische Gegner seines Grossvaters hinterrücks erschiesset. In den kommenden Wochen und Monaten öffnen sich die Augen des jungen Mannes für die skrupellosen politischen Auseinandersetzungen in seinem Land immer mehr. Er beginnt, die herrschende Klasse, der er selbst angehört, zu verabscheuen. Mit Gustavino, dem Diener seines Grossvaters (Lautaro Murua), schliesst er enge Freundschaft. Nach einem harten Wahlkampf, der für Mariano Braceras triumphal endet, kommt es zwischen Grossvater und Enkel zu einer erbitterten Aussprache. Wütend schickt der alte Braceras Adolfo in ein Internat. Doch Adolfo flieht. Dank der Fürsprache seiner Tante und seiner Cousine Mariana (Graciela Borges) wird er in der grossväterlichen Familie wieder gnädig aufgenommen. Aber Adolfo merkt, dass die politischen Sitten weiter verrohen. Sein Grossvater scheint an der Ermordung eines Senators beteiligt zu sein, und eines Tages lässt er auch seinen langjährigen Vertrauten Gustavino, mit dem Adolfo noch immer befreundet ist, umbringen. Der Abscheu des Jungen schlägt um in kalten Hass. Aber Adolfo ist zu schwach, sich von seiner Familie zu lösen, zumal er sich im Laufe der Zeit immer stärker zu Mariana hingezogen fühlt. Mit den Jahren schwindet der politische Einfluss des alten Braceras. Bei einem grossen Familienfest erscheinen nur wenige der zahlreich geladenen Gäste. Völlig betrunken findet Adolfo endlich den Mut, seinem Grossvater entgegenzuschleudern, dass er ein Mörder sei. Braceras erleidet einen Herzanfall, und Adolfo erlebt das Ende des verbrecherischen Mannes. Mit Mariana glaubt er, einer freundlicheren Zukunft entgegenzusehen. Leopoldo Torre Nilsson war zu Beginn der sechziger Jahre der angesehenste argentinische Regisseur, der unter anderem die Filme geschaffen hat: «Das Haus des Engels» (La casa del angel, 1957) und «Der beste Mann» (Un guapo del 900, 1960).

Wie viele Filme Torre Nilssons scheint auch «Das Fest ist aus» auf den ersten Blick kaum mehr als «guten alten Kintopp» zu bieten. Doch der flüchtige Blick trägt. In dem Film steckt kräftige Kritik an den erstarrten gesellschaftlichen Verhältnissen eines Landes, in dem das Grossbürgertum die politische Macht hat.

27. August, 22.50 Uhr, ZDF

Das Phantom von Morrisville

Tschechoslowakischer Spielfilm aus dem Jahre 1966.

Im Opernhaus wird gerade «Carmen» aufgeführt. Aber der Mann an der Pauke unten im Orchester interessiert sich statt für seine spärlichen Einsätze mehr für seinen Schmöker, da ja die «Carmen» wohl kaum mit dem stahlharten Phantomjäger Allan Pinkerton konkurrieren kann. Pin-

kerton ist zwar Journalist. Man weiss aber, dass er als Hobby-Kriminalist erfolgreicher ist als der Mann von Scotland Yard, Inspektor Brumby. Beide gehören zur illustren Gästeschar auf dem alten schottischen Castle Morrisville, wo gerade der Lebegreis und Hausherr, Sir Hannibal Morris, die verführerische Clarence Harlow ehelicht. Doch ein unheilvoller Schatten liegt über dem Fest. Manuel Diaz ist aus dem nahen Zuchthaus von Middlesouthborough ausgebrochen. Diaz – der mit dem schwarzen Bart, der singende, gitter- und mauerbrechende Mörder – hat von der Hochzeit seiner Geliebten Clarence erfahren. Dafür muss Sir Hannibal büssen.

«Fantom Morriswillu oder das Lied des Schreckens» ist kein Thriller, sondern eine ganz und gar atypische Parodie, die sich über billige kriminalistisch-phantastische Romane lustig macht. Mit Geschick fühlte sich der Autor Frantisek Vlcek in die Diktion der einschlägigen angelsächsischen Literatur ein und schlug diese gleichsam mit den eigenen Waffen. Er summierte Nerveneffekte und Spannungselemente seichter Detektivgeschichten und filmischer Gruselkonfektion und überdrehte das Ganze dermassen, dass aus dem todernsten Groschenheftgeschehen eine erschreckliche und zugleich vergnügliche Persiflage wurde. Schreckliches wird vergagt, Brutalitäten werden auf den parodistischen Arm genommen. So wird das blutrünstige Treiben auf dem ehrzerzausten schottischen Adelssitz sicherlich eher amüsieren als erschrecken. Dies ist auch ein Verdienst des Regisseurs Bořivoj Zeman, der über die Grenzen der Tschechoslowakei hinaus mit seinen Publikumerfolgen «Urlaub mit Engel» (1952) und «Engel im Gebirge» (1955) sowie den beiden Märchenfilmen «Die stolze Prinzessin» (1952) und «Es war einmal ein König» (1954) bekannt geworden ist. Zeman drehte «Phantom Morriswillu» mit einem Aufgebot populärer tschechischer Komödianten.

30. August, 21.00 Uhr, ZDF

Probefahrt

Ungarischer Spielfilm aus dem Jahre 1961

János (Imre Sinkovits), ein ehemaliger Rennfahrer, ist jetzt Einfahrer in einer grossen Lastwagenfabrik. Das ist gewiss ein anstrengender, aber auch gut bezahlter Posten. Doch Janos hat eben noch bessere Zeiten gesehen, damals, als er noch Rennen fuhr. Und an diese Zeit, als sie viel mehr Geld ausgeben konnten, erinnert ihn seine Frau Manyi (Mariann Krencsey) zu oft. Sie empfindet ihr jetziges Leben eintönig und lässt sich von einem jungen Mann den Hof machen. János wiederum fühlt sich vernachlässigt. So gibt es in der Ehe viel Streit, der vor Csik (Péter Bárány), ihrem zehnjährigen Sohn, ausgetragen wird. Janos fängt an zu trinken, so dass er seine Stellung gefährdet.

Schliesslich zieht die unzufriedene Manyi einen Schlussstrich. Sie verlässt ihren Mann. Da ihr Freund von Csik nichts wissen will, trennt sie sich auch von ihrem Sohn. Der Wille des Vaters, Csik die Mutter zu ersetzen, hält nicht lange an. Der Haushalt verwahrlost zusehends, Janos trinkt noch häufiger und wird schliesslich entlassen. Nachbarn machen die Jugendbehörde auf die unhaltbaren Zustände aufmerksam, in denen jetzt der zehnjährige Csik leben muss. Dem Vater wird das Sorgerecht entzogen, und der Junge kommt in ein Kinderheim. János ist jetzt ohne Freunde, ohne Stellung und ohne seinen Sohn. Seine trostlose Einsamkeit wird ihm bewusst, ganz besonders, wenn er Csik im Heim besuchen darf. Die kurzen Begegnungen mit seinem Sohn verstärken seinen Wunsch, den Jungen wieder bei sich haben zu wollen. János hört auf zu trinken, auch beruflich sucht er ernsthaft nach einem neuen Anfang. In dieser neuen Situation trifft ihn Manyi, die auch jetzt nicht glücklicher geworden ist. Sie will zu János zurück. Um des Kindes willen, so meint sie, sollten sie von vorn beginnen. Doch János gibt ihrer Ehe keine Chance mehr.

Alltagsprobleme sind die Themen, mit denen sich der Ungar Félix Máriássy hauptsächlich in seinen Filmen beschäftigt, zu denen ihm seine Frau Judit die Drehbücher schreibt. Máriássy wurde am 3. Juni 1919 geboren. Ein Jahrzehnt war er als Regieassistent und Cutter tätig, bis er 1949 seinen ersten Film «Frau Szabó», selbst inszenierte. Seinen grössten Erfolg errang Máriássy 1956 in Karlsbad, wo er auf dem Internationalen Filmfestival für seinen Film «Ein kleines Helles» (Egy pikoló Vilagos) den Grossen Preis erhielt. Andere Filme von ihm liefen als Beiträge seines Landes auf den Filmfestspielen in Locarno und Venedig.

31. August, 21.00 Uhr, ARD, 1. Teil
2. September, 20.15, ARD, 2. Teil

Die Stille

Ein sowjetischer Spielfilm

Als der Krieg zu Ende ist, wird Sergej Wochminzew, ein junger Artillerieoffizier, reich dekoriert aus der Roten Armee entlassen. Ins Zivilleben zurückgekehrt, muss er sich mit einer gesellschaftlichen Wirklichkeit auseinandersetzen, die zu bestehen mitunter mehr Mut erfordert als der Kampf an der Front. Wie viele andere wird auch sein Vater denunziert und zu Unrecht verhaftet; Sergej schliesst man daraufhin aus der Kommunistischen Partei aus. Der sowjetische Spielfilm «Die Stille» von Wladimir Bassow, den das Deutsche Fernsehen in deutscher Erstausführung zeigt, ist eine eindrucksvolle Schilderung russischen Lebens unter der Herrschaft Stalins kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Er entstand nach einem Roman aus der Tauwetterperiode und macht deutlich, wie sehr der Stalinismus damals den sowjetischen Alltag belastete und welch schlimme Konsequenzen er hatte.

Regisseur Wladimir Bassow gehört dem Jahrgang 1923 und damit derselben Generation wie die Hauptfigur seines Films an; im Krieg war er übrigens ebenfalls Artillerieoffizier. Nach einem Studium an der Filmhochschule debütierte er Anfang der fünfziger Jahre als Koregisseur des Films «Feuertaufe», der im russischen Bürgerkrieg spielt. «Schlacht unterwegs», in der Tauwetterperiode entstan-

den, nahm mit seinen kritischen Akzenten gegen den Stalinismus und die Folgen des Personenkults schon wichtige Motive von «Tischina» vorweg. Weitere Filme Bassows sind «Schneegestöber» und «Schild und Schwert». Der Regisseur pflegt in seinen Filmen häufig selber aufzutreten; in «Die Stille» spielt er einen Chauffeur.

GEDANKEN AM BILDSCHIRM

Brillante Information

Zu den Sendungen aus dem Apollo-Studio im Deutschschweizer Fernsehen

Es ist schon so: Über die Geschehnisse auf dem Mond wird der Schweizer TV-Zuschauer gründlicher und umfassender informiert als über die Ereignisse auf unserem Erdball. Wenn es gilt, über die Eroberung des Erdtrabanten zu berichten, gerät der sonst sprichwörtliche Sparsinn der Verantwortlichen in Vergessenheit und es nimmt jener Zustand überhand, der auch jede wärschafte Ementaler Bäuerin befällt, wenn sie Besuch erwartet: Es wird angewendet. So liess denn das Fernsehen Modellbauer und Bastler antreten, die im Apollo-15-Studio in liebevoller Kleinarbeit eine Mondlandschaft hinauberten und massstabgetreue Modelle von Mutterschiff, LEM und Mondjeep bauten, die dem Zuschauer während der Übertragung des Ereignisses als Anschauungsunterricht dienten. Gewiss, man kann solchen Aufwand verurteilen, als übertrieben abtun. Tatsache aber ist, dass unser Fernsehen mit den «Mondsendungen» ein Meisterstück der Information vollbracht hat. Zu hoffen bleibt, dass ähnliche Bemühungen in Zukunft auch dann unternommen werden, wenn es nicht über eine Expedition auf den Mond zu berichten gilt, sondern über wichtige Geschehnisse auf dem Erdball.

Offenkundig wurde während der Berichterstattung über Apollo 15 die Bedeutung guter Präsentatoren und Kommentatoren. Charles Raedersdorf und Dr. Bruno Stanek haben sich in dieser Hinsicht eine vorzügliche Note verdient. Ihnen ist es zu verdanken, dass die bei weitem nicht immer spektakulären Fernsehübertragungen lebendig wurden. Brillant, wie Bruno Stanek Längen in der Übertragung durch geschickt improvisierte Erläuterungen zu überbrücken und den Zuschauer noch

und noch mit neuen Angaben über die wissenschaftlichen Experimente zu versorgen wusste. Die überlegene Sachlichkeit verriet den Kenner, der es in keinem Augenblick nötig hat, mit seinen Kenntnissen zu blenden. Seine Stärken waren ohne Zweifel seine Fähigkeit zur Selektion des Angebotes und das Vermögen, auch schwierige physikalische und geologische Experimente in verständlicher und dennoch wissenschaftlich integrier Weise darzustellen. Dass er sich dabei oft auf eine Welle der Begeisterung für die Unternehmung tragen liess, verlieh den Sendungen Farbe und Lebendigkeit.

Charles Raedersdorf war der Berichterstattung ein aufmerksamer Begleiter. Wohltuend, wie er sich gegenüber früheren Weltraum-Berichterstattungen Zurückhaltung auferlegte. Der Zuschauer erhielt dadurch den Eindruck, von einem guteingespielten Team informiert zu werden, das sich stets auf der Höhe seiner Aufgabe befand. Wenn das Ganze zumindest am Anfang auch ein wenig nach wohl geprobter Show aussah, so legte sich dies spätestens in jenem Augenblick, als sich die beiden durch unvorgesehene Zwischenfälle zur Improvisation verurteilt sahen: eine Sache, die sie übrigens gut zu meistern verstanden.

Den Übertragungen aus dem Apollo-Studio beizuwohnen, war aus all diesen Erwägungen ein reiner Genuss, selbst für jene, die üblicherweise den Raumfahrtsexperimenten nicht allzu viel Interesse abzugewinnen vermögen. Viel dazu beigetragen – das muss unbedingt erwähnt werden – haben die Verantwortlichen in den Vereinigten Staaten. Dass es ihnen gelungen ist, über 400 000 Kilometer ein Bild in die Stuben zu zaubern, als hätte die ganze Expedition in einem raffiniert ausgestaffierten Studio stattgefunden, ist ein Verdienst. Das grössere und wesentlichere ist die Tatsache, dass die Vereinigten Staaten bei ihren Mondunternehmungen ein Spiel der offenen Karten betreiben. Dass sie die ganze Welt sozusagen